

**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens  
**Band:** 7 (1965)  
**Artikel:** Weitere Erlebnisse aus dem 1. Weltkrieg  
**Autor:** Jehli, J.J.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-971740>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Weitere Erlebnisse aus dem 1. Weltkrieg

*J. J. Jehli berichtet:*

Mitte Juni 1914 verdingte ich mich als Kuhhirt auf eine Pontresiner Alp. Ich hatte am Gymnasium die Matura bestanden. Aber mein Geld war all geworden, und zum Besuch der Hochschule war ich gezwungen, neuerdings mehrere Jahre hindurch Geld zu verdienen. Die Lust am Alpleben ergriff mich, und die Höhenluft tat mir auch wohl, denn Ferien hatte ich noch nie genossen. Das mußte köstlich werden.

Die ersten drei Wochen alpte man auf dem Untersäß. Die Sennhütte ist nur durch einen lärchengekrönten Hügel von der Station Morteratsch der Berninabahn getrennt. Der Morteratschgletscher endet hier, und das Vieh weidet bis an die Eisränder heran. In die dicke Gletscherzunge hatte vermutlich der Kurverein einen ungefähr vierzig Meter langen, drei Meter breiten, vier Meter hohen, halbkreisförmigen Tunnel ausschneiden lassen, so daß Ein- und Ausgang nahe beieinander standen. Diese Höhlung war wirklich sehenswert. Ich weiß noch: eines Abends, als ich einige Kühe dort vorbei zum Staffelntrieb, lag ein bäumiger, schwerer Mann auf einem leichten Brückenwagen ungedeckt in dickem wollenem Gewand, in Sportstrümpfen und grobgeschlagenen Schuhen ausgestreckt. Wie ein lebloser Holzstollen lag er da, kein Mensch in der Nähe. Wie ich nachher vernehmen konnte, war es ein Engländer, der auf einer Tour auf die Bernina vom Schlage gerührt und so das Opfer des weißen Todes geworden war. Die Rettungsmannschaft befand sich in diesem Augenblick in der Gaststube des Hotels. Der Anblick des Toten ist mir bis heute im Gedächtnis haften geblieben.

Wir waren vier Alpknächte zu 73 Kühen: Senn, Zusenn und zwei Hirten, alle ledig und

frauenfrei. Einigemal sind abends die jungen weiblichen Angestellten im Hotel neben der Bahnstation zu uns hinterm Hügel auf Besuch gekommen. Das war natürlich das rechte Wetter für uns. Aber nun trat ein harter Wechsel ein.

Wir zogen jetzt mit der Kuhherde hinauf zu den Berninahäusern und von dort ins Heutal zum Obersäß. Die Alp dehnt sich ostwärts hinauf bis zur italienischen Grenze von Livigno. «La val da fain» erfreut sich eines regen Besuches der fremden Kurgäste von Pontresina und ist auch wegen der reichen Flora und Fauna bekannt.

Kaum hatten wir uns dort eingelebt, erhielten der Senn und mein Mithirt den Befehl, einzurücken. Der erste Weltkrieg war ausgebrochen. Das Tal war über Nacht von fremden Gästen leer. Wir, ich und der halbwüchsige junge Zusenn, befanden uns allein da mit über 70 Kühen. —

Das Melken forderte von uns Übermenschliches. Der Milchfuhrmann half uns bisweilen aus, aber der war ein schwacher Melker. Er führte jetzt alle Milch morgens und abends nach Pontresina. Uns zwei schmerzten vom Melken die Daumen und Handwurzeln, so daß wir keinen Schlaf finden konnten. Kein Mensch kümmerte sich um uns und unsere Herde. Der Alpmeister, der auch Hotelier im Dorfe war, hätte genug mit den kopflos gewordenen Gästen zu tun, meldete der Milchmann. Er sollte manchen Gästen noch das Reisegeld nach Hause vorstrecken. Wir kochten nichts und begnügten uns mit Milch und Brot. Vier Tage hielten wir es auf diese Weise geduldig aus. Aber dann hatte ich genug.

Ich schrieb dem Hüttenmeister, er möge sofort Hilfe senden, ich würde keinen Tag län-

ger die Verantwortung tragen. Erst abends spät in der Dunkelheit bin ich zur Poststelle der Berninahäuser geeilt. Das Haus war schon zu. Ich klopfte die Leute heraus: «Entschuldigen Sie, die Situation in der Alp ist so und so. Der Brief muß eingeschrieben werden und morgen fort, wir halten's nicht mehr aus.» Ich fand volles Verständnis für unsere Lage und kehrte todmüde zur Alphütte zurück.

Erst tags darauf, abends spät, langte ein

siebziger Mann, die Aushilfe, an. Wir haben dann zur Not durchgehalten, bis der junge Senn eintraf. Man hatte ihn für den wichtigen Posten vorderhand vom Grenzdienst entlassen, nicht aber den andern Hirten.

Ich denke: wie viele Männer und Frauen haben in dieser trüben Zeit daheim wohl härtere Tage erlebt als viele Wehrmänner, die damals, Gewehr bei Fuß, Wache gestanden sind?

*Andreas Jecklin erzählt:*

Wir, das Bataillon 92, rückten am 4. August ein. Das Bataillon stand unter dem Kommando von Major Gelzer. Die II/92 befehligte Rektor Paul Bühler, und mein Zugführer war Lt. Staub (der spätere Professor an der ETH und bekannte Geologe).

Lt. Staub war strafweise ins Bataillon versetzt worden. Er trug den Übernamen «Hemdlistaub», weil er in der RS einmal seinen Zug im Nachthemd im Kasernenhof antreten ließ. Mit unserem Zug rückten auch zwei Jenische ein. Bei der Eintrittsinspektion wurde festgestellt, daß ihr Schuhwerk schlecht war, obwohl sie im Frühjahr die RS absolviert hatten. Auf die Frage nach dem Verbleib der Schuhe antwortete der eine: «Karl hat sie auf die Alp mitgenommen; wir wußten nicht, daß es Krieg gibt.» Natürlich trugen beide lange Haare und mußten zum Coiffeur geschickt werden. Sie wehrten sich, weil das Sternzeichen ungünstig sei. Ein Prättigauer wehrte sich übrigens aus dem gleichen Grund.

\*

Mit geladenen Gewehren dislozierten wir nach St. Moritz, wo unsere Kp. im «Grandhotel» Kantonement bezog. Der Jenische weigerte sich, die Kleider auszuziehen: «Ich schlafe nicht gerade da, wo Fremde geschlafen haben.» Das Hallo kann man sich vorstellen. Dieser Mann war überhaupt ein komischer Vogel. Einige Male trat er am Morgen ohne Gewehr an und meldete: «Herr Leutnant, ich habe mein Gewehr verloren.» Auf einem kleinen Ausmarsch blieb er etwas zurück, und der Füh-

rer links erzählte mir dann, daß er über Seitenstechen geklagt habe. Von Zeit zu Zeit habe er sich gebückt, einen Stein aufgehoben, darauf gespuckt, den Stein wieder hingelegt und das Kreuzzeichen darüber gemacht. — Nach einigen Tagen wurde er übrigens entlassen.

\*

Lt. Staub entpuppte sich als strenger Offizier und als Draufgänger, was wir vor allem in den Gefechtsübungen zu spüren bekamen. Seine erste Frau war auch Geologin und hielt sich im Engadin auf, und wenn sie mit ihrem Geologenhämmerlein auftauchte, gab es gewöhnlich noch einen Extratürk. Deshalb wurde sie stets als gelbe Gefahr gemeldet (sie war Russin mit nach unserer Ansicht mongolischem Einschlag).

Den ganzen August hindurch mußten wir fast jeden Morgen zu Schanzarbeiten auf die Julierstraße marschieren. Gewöhnlich gab es dabei am Morgen früh Alarm, und es wurde herumgeboten, daß der Major an Alarmblasenkatarrh leide.

\*

Einmal gab es im Kantonement Aufruhr, weil ein nobler Korporal auf einer Trommel den Generalmarsch schlug. Er bekam von der Mannschaft einiges zu hören. Passieren konnte ihm aber nichts wegen der Verwandten im Offizierskorps.

\*

Im allgemeinen war die Stimmung bei der Truppe gut. Man rechnete mit einer verhältnismäßig kurzen Dienstzeit und glaubte zu-

nächst noch, daß die Deutschen wie 1870 einen raschen Sieg erringen würden. Wir hofften, um Weihnachten zu Hause zu sein.

Von St. Moritz dislozierten wir ins Münsterthal, wo wir auf Unteroffiziersposten aufgeteilt wurden. Lt. Staub war im Element, und mit zwei oder drei Füsiliern machte er jeden Tag größere Patrouillen.

Dann wurden wir nach Zernez verlegt. Hptm. Bühler avancierte zum Major. Unser neuer Kadi wurde Fortunat Zindel, ein Geologe. Ich kann mich noch gut erinnern, wie er auf dem Ofenberg die Truppe übernahm und dabei allerlei Befürchtungen laut wurden. Bald erhielt Hptm. Zindel den Übernamen Zirkusdirektor. Er war äußerst streng, aber gerecht. Seine Marotten führten dazu, daß die tollsten Geschichten über ihn kursierten.

\*

Die Gefechtsübungen unter seinem Kommando waren streng. Da er Geologe war, mußte

seine Kompanie folglich zuoberst an den Hängen sein; der Zugführer war ebenfalls Geologe, und so mußte der Zug wieder am höchsten hinauf. Übrigens war der Korporal der ersten Gruppe auch Geologe.

\*

Am Samstagabend beim Hauptverlesen hieß es gewöhnlich: «Arrestanten Sammlung!» Fast regelmäßig marschierte ein Dutzend Soldaten über Sonntag in die «Kiste».

\*

Erst nach einer drei- bis viermonatigen Dienstzeit erhielten wir endlich einen zehntägigen Urlaub. Im Spätherbst wurden dann die älteren Jahrgänge bis auf weiteres beurlaubt, wenn sie zu Hause Arbeit hatten. Ein Ingenieur fragte von zu Hause seinen Hauptmann an, ob er ihm nicht eine Stelle wüßte. Dessen Antwort: «Ja, freie Kost und Logis. Sofort einrücken!»

#### *Erinnerungen von Andreas Janett*

Als man mir an der Rekrutenmusterung 1914 das Dienstbüchlein mit dem Vermerk «tauglich» überreichte, freute es mich. Ich bin dann anfangs Februar 1915 in Walenstadt eingerückt. Schweren Herzens nahm ich Abschied von meinem kranken Vater und den Geschwistern. Die Mutter war gestorben. Daß Kriegszustand war, spürten wir schon in den ersten Tagen der Rekrutenschule. Man stellte große körperliche Anforderungen an uns. Wir hatten einen Korporal als Gruppenführer, der uns Bündner so schikanierte, daß sozusagen alle erkrankten. Ich führte dann die Gruppe zum Kommando, und wir beschwerten uns. Von diesem Tage an wurde dem Korporal die Gewalt entzogen.

Mitte März dislozierte die Rekrutenschule nach Poschiavo. Per Bahn ging es nach Pontresina, dann um Mitternacht dem Bahngeleise entlang nach Poschiavo. Gewaltige Schneemassen lagen links und rechts des Geleises. Plötzlich entstand eine Panik unter dem Rekrutenbataillon. Ein Spaßvogel rief näm-

lich: «Der Zug kommt!», und so wollten alle über die hohe Schneemauer flüchten. Der Zug kam aber nicht. In Poschiavo übernahm Major Lardelli, nachmaliger Korpskommandant, das Rekrutenbataillon. Am 19. April 1915 wurden wir dann als taugliche Soldaten in Bevers entlassen.

Ich war dem Bataillon 91, II. Kompanie, zugeteilt. Dieses rückte im Mai 1915 in Thusis ein. Nachher ging es per Fußmarsch mit Vollpackung (Langgewehr) mit 160 scharfen Patronen im Tornister nach Splügen. Hier begann das Ausheben von Schützengräben. Daneben übte man sich im Marschieren, und dann folgten vor allem gewaltige Fußmärsche. Schon in den ersten Tagen kam der Befehl: Bajonette einsammeln. Italien hatte den Österreichern den Krieg erklärt. Darob herrschte auch bei uns im Bat. 91 eine nervöse Stimmung. Auch ich betätigte mich mit dem Einsammeln von Bajonetten. Diese brachten wir in die Bücherei, wo sie geschliffen wurden. Ich besitze noch zufällig mein im Jahre 1915

Geb. Inf. Kp. III/91 traversiert  
die wilde Orlegnia bei Maloja



in Splügen geschliffenes Bajonett mit dem Gewehr aus der Rekrutenschule. Nach 71 Tagen Aktivdienst in Splügen und Umgebung wurden wir entlassen. Aber noch im gleichen Jahr kam das Bat. 91 für 63 Tage nach Maloja. Auch in Maloja begann ein harter Dienst bei eisiger Kälte. Mit Turnen und Marschieren wurden wir aber erwärmt. Hier mußten wir sehr viel Wache stehen. Auch wurden tagelang Schützengräben ausgehoben.

Damals hatten wir noch die schöne dunkle Uniform mit Käppi. Mit dieser schmucken Uniform mußten wir Schützengräben ausheben. In der Folge gab es die feldgraue Uniform. Im Jahre 1916/17 kamen wir längere Zeit nach Pontresina. Von hier ging es nach dem Münstertal. Ein äußerst harter und schneereicher Winter herrschte. Wir waren mit Skiern ausgerüstet. Skischuhe gab es aber nicht. So mußten wir mit schlechten Skiern, Bergschuhen und einem Skistock das Skifahren erlernen. Obwohl damals schon gute Skilehrer uns unterrichteten, war es für die Soldaten eine harte Aufgabe, sich in diesem neuen Sport zu üben. Man brachte es aber trotz allem so weit, daß die Truppe sich mit Vollpackung bewegen konnte. Denn ohne Ski war man in diesen Schneemassen verloren. Ein kleines Beispiel: von Maranza bis Umbrail-Mitte konnte man stückweise die Telephondrähte anfassen. Die Sappeure hatten einen Schneetunnel mit Fen-

stern gegraben. Über den Tunnel sausten dann die Lawinen hinunter. Dazu herrschte eine grimmige Kälte. Im Dezember 1916 waren  $-30^{\circ}$  keine Seltenheit. Neben der Ausbildung im Skifahren bildete das Wachestehen unsere Hauptaufgabe. Denn es war eben Krieg an der Grenze. Italiener und Österreicher zerfleischten sich gegenseitig am Umbrail.

Es starb Kaiser Franz-Joseph II. In Taufers hißte man die Trauerfahne. Die Österreicher wurden von der Ferdinandshöhe vertrieben. Ihrer harrete eine schreckliche Zeit. Ich stand zu jener Zeit in Münster, unweit von der geheißen Trauerfahne, auf Wache. Eines Tages mußten wir einige Soldaten zur Bewachung der Saumkolonne auf Umbrail-Mitte begleiten. Dort war die Kompanie I/91 aufgestellt. Und mitten drin standen acht russische Soldaten. Zwei von diesen sprachen ordentlich deutsch. Das Kommando nahm ein Protokoll auf. Es ist fast nicht zu glauben, wie diese russischen Soldaten in der Nacht ohne Nahrung und ohne Seil durch die vereisten Töbel bei bissiger Kälte auf Schweizergebiet gekommen waren. Aber Not bricht Eisen. Das Protokoll ist dann auch interessant ausgefallen, da die Russen schon dazumal das Lügen kannten. So kamen fast täglich armselige, halb erfrorene, hungrige Überläufer auf unser Gebiet. Eines Tages stand ein Österreicher Soldat vor uns mit zerfetzten Kleidern, ohne Mantel bei grimmiger Kälte.



Sta. Maria im Münstertal 1916-17

Eine armselige Gestalt. Auf die Frage, was er wünsche, gab er mit zitternder Stimme die Antwort: «Eine Zigarette.»

Der Winter 1916/17 in Münstertal-Umbrail ist zu vergleichen mit dem des Jahres 1962/63, und zudem bestanden Schneemassen, die ich bis dahin noch nie gesehen hatte. Auch dauerte monatelang eine bissige Kälte. So verbrachten wir Weihnachten und Neujahr im Münstertal und am Umbrail. Es war ein harter Dienst. Aber im Vergleich mit den Soldaten, die im Feuer standen, ging es uns noch gut.

Nun stand die Entlassung bevor. Mit Vollpackung auf Skiern zogen wir über den Ofen-

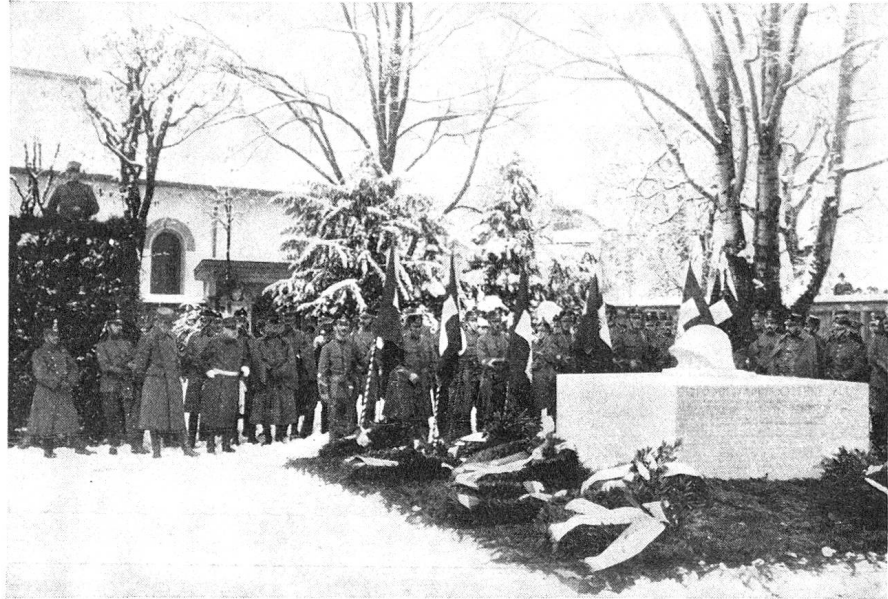
berg nach Zernez. Die Gewehre waren rot von Rost. Am 3. Februar 1917 kamen wir in Thusis an. Dort lag noch zirka ein Meter Schnee. Wir sehnten uns nach Hause.

Dann kam das Jahr 1918. Das Bündner Regiment 36 mußte wieder einrücken. Anfangs März wurden wir nach Basel transportiert. Dort wurde das Regiment der Grenze entlang verteilt. Ich kam nach Metzerlen. Unsere Hauptaufgabe bestand in der Bewachung der Grenze. Daneben übten wir Taktschritt und Gewehrgriffe ohne Ende. Es war zur Zeit der Offensive an der Marne. Unser Abschnitt befand sich am Blauen, Richtung Hartmanns-



Wachtlokal in Metzerlen 1918

Einweihung des Soldatendenkmals  
in Chur



weilerkopf-Pfetterhausen. Das waren hartumstrittene Punkte, wo viel Blut unschuldiger Soldaten floß. Mehr als eine Nacht beobachteten wir den feuerroten Himmel und hörten wir das Krachen der Kanonen der Marne-schlacht. Es war eine furchtbare Zeit. Und das Erbarmen unsererseits mit den armen Soldaten, die im Kriege standen, war groß. Anfangs Juni 1918 wurde das Bündner Regiment nach einem großen Defilee in Gelterkinden verladen, und es ging wieder der Heimat entgegen.

Im November 1918 brach in der Schweiz überraschend der Generalstreik aus. Nun galt es, unsere eigenen Landsleute zu bewachen. Das Bataillon 91 marschierte mit geschultertem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett in Chur ein. Es wurden überall Wachen aufgestellt. Auch in Chur gab es Streikende. Selbst das Regierungsgebäude war bewacht. Ich arbeitete damals als Angestellter im «Grauen Haus» und war verpflichtet, dort zu übernachten. Denn im Amtsgebäude befand sich auch die Standeskasse, und man wollte diese nicht ohne nächtliche Sicherung dort belassen. Administrativ unterstand ich deshalb dem Finanzchef. Als solcher amtierte damals Herr Regierungsrat Dr. J. Bossi. Als das Bataillon 91 für den Generalstreik mobilisiert wurde, hätte ich natürlich auch einrücken sollen, da ich ja

auch dort eingeteilt war. Als ich dies meinem Vorgesetzten, Herrn Regierungsrat Bossi, meldete, erklärte er, ich hätte nicht einzurücken, da man das Regierungsgebäude nicht einfach unbewacht lassen könne. Er gab mir den Befehl, auf meinem zivilen Posten zu bleiben. Etwas stolz und selbstbewußt marschierte ich dann am Mobilisationstag auf die Quader, wo das Bataillon 91 mobilisiert wurde. Und prompt stieß ich auf meinen Kompaniekommandanten, Herr Hauptmann J. Willi, den nachmaligen Regierungsrat und Ständerat. Dieser stellte mich sofort und fragte mich, weshalb ich denn nicht eingerückt sei. Als ich ihm erklärte, auf Befehl von Herrn Regierungsrat Bossi, dem Finanz- und Militärchef, gehandelt zu haben, erklärte Herr Hauptmann Willi in strengem Ton, über seine Kompanie hätte nur er zu befehlen, nicht Herr Regierungsrat Bossi, und ich hätte sofort einzurücken. Als ich dies, nunmehr etwas bedrückt, meinem zivilen Vorgesetzten meldete, zuckte dieser mit den Achseln und erklärte, dann solle ich in Gottes Namen gehen. Einige Stunden später stand ich in Uniform unter meinen Kameraden. Die ganze Angelegenheit lief aber ohne weitere Umstände in Minne ab.

Die Bataillone 92 und 93 waren im Unterland stationiert. Dann brach die Grippe-Epidemie aus. Überall wurden Notspitäler eröff-

net, und alle waren voll von kranken Soldaten. Schon in den ersten Tagen erlebten wir in Chur einen Grippetodesfall, ein Korporal starb und wurde auf dem «Hof» beerdigt. Unser Zug erwies ihm mit den «drei Schüssen» ins Grab die letzte Ehre. Auch ich wurde von der Grippe erfaßt und weilte längere Zeit im Notspital in Thusis. Aber auch der Streik und die Grippe gingen zu Ende. Und einige Tage später konnten die noch gesunden Soldaten entlassen werden.

Den an der Grippe verstorbenen Soldaten wurde bald nach dem Kriegsende im Alten Friedhof zu Chur, dem heutigen Stadtgarten,

ein Denkmal gesetzt. Ich hatte die Ehre, an dieser ernst-denkwürdigen Feier die Fahne des Bataillons 91 zu tragen.

Später, im Jahre 1931, wurde ein großer bündnerischer Soldatentag, wiederum in Chur, veranstaltet. Aus dem ganzen Kanton strömten Hunderte von Offizieren und Soldaten zusammen. Es wurde daraus ein Glanz- und Freudentag. Alles freute sich, sich in Friedenszeiten wieder zu finden und zu treffen. Doch leider erwies sich diese Freude allzu rasch als Täuschung, denn schon acht Jahre später begann das Völkermorden erneut und schrecklicher als im ersten Weltkrieg.

#### *Aus Grenzdienstbriefen Ulrich Gartmanns*

Trommelwirbel, Kommandorufe, ein Durcheinanderströmen, Trennen und Ordnen der Scharen: der Dienst begann.

Soll ich Ihnen ausführlich erzählen, was da alles geschah an diesem ersten Vormittag im Dienst? Nein! Ich glaube, ich werde Ihnen später interessantere, vielleicht aufregendere Dinge berichten können. Er ist so langweilig, dieser erste Tag, mit seinen endlosen Namensaufrufen, der Einteilung in Züge und Gruppen, der Zuteilung von Offizieren und Unteroffizieren. Und dann die Inspektion über die Ausrüstung! Es mag für harmlose Zuschauer ja recht kurzweilig anzusehen sein, wie sich plötzlich der grüne Wiesenplan in einen Warentisch verwandelt, wie die vielen Soldaten, in langen Reihen stehend, jetzt alle den rechten Arm emporrecken und zwischen Daumen und Zeigefinger sechs sorgfältig an ein Schnürchen gereihte Hosenknöpfe baumeln lassen. Oder wie einen Augenblick später alle sich übers Nadelbüchlein neigen, um behutsam die drei dienstpflichtigen Nadeln hervorzuklauben. Aber — fragen Sie einmal Ihren Soldaten, wie ihm das gefällt; ich habe mir vorgenommen, über nichts das Maul zu verziehen.

Nun, es wurde doch 12 Uhr. Faßmannschaft antreten! Ich kam gleich für den ersten Tag dran; das hat man davon, wenn man ein bißchen lang geraten ist. So schleppte ich also dienstbeflissen einen Berg von Soldatenbroten

auf den Platz hinaus, den mir ein Küchentiger sorglich auf die vorgestreckten Arme geschichtet hatte. Daß ich unterwegs ein paar Stück verlor, ist nur mangelnder Übung zuzuschreiben. Geholt und gegessen wurden sie doch. Fünf Minuten später saßen, kauerten oder lagen wir alle über unsere Gamellendeckel gebeugt, jeder dort, wo es sich eben schickte, die flinksten auf einer Ruhebänk oder auf einem Hag, die meisten auf dem Rasen.

Nach dem Mittagessen war eine halbe Stunde frei. Wir lagen auf dem Rücken im Grase, blinzelten in die Sonne empor, rauchten Zigaretten und mutmaßten, wo wir hinkommen würden. Nach Westen oder Süden? Norden oder Osten? «Oben» werden sie's wissen. Und als wir durch einige herumlungernde Buben auch in den Besitz von etlichen Flaschen Bier gekommen waren, kamen wir auf die Politik. Wer hat angefangen? Wer hat recht? Die armen Franzosen und Russen! Sie kommen schlecht weg bei uns.

Halb zwei war wieder Antreten. Da mußten wir unsere alten Schießprügel zum letztenmal putzen, einfetten und dann — ade auf Nimmerwiedersehn! Nun haben wir ein neues Gewehr bekommen, das sicherer treffen soll. Es wird sich zeigen.

Mittlerweile rückte die Zeit vor. Noch eine Stunde oder zwei, dann war der erste Tag über, dann gab's in irgendeiner kühlen Wirts-



stube Bier und Stimmung; es hat doch auch sein Schönes, Soldat zu sein!

Dachten wir. — Und da kam der schlechte Kerl, der Feldweibel, und schrie von der Kasernenecke her über den Platz: «Vierter Zug auf Wache, 26 Mann, 5 Uhr Wachtaufzug!»

Am ersten Abend schon! Herrgott, das gab ein Gesumse! Noch jedesmal hatten wir das Pech gehabt! Das hatte er wieder gut gemacht, der da hinten, auf seinem Büro!

Und da säbelrasselte zu allem noch unser früherer Leutnant daher, der aus irgendeinem Grunde für vier Monate dispensiert ist, und meinte: «Murt ihr schon? Ihr werdet euch noch an anderes gewöhnen müssen! Wenn es dann erst Winter ist! Nehmt nur brav Unterkleider mit!»

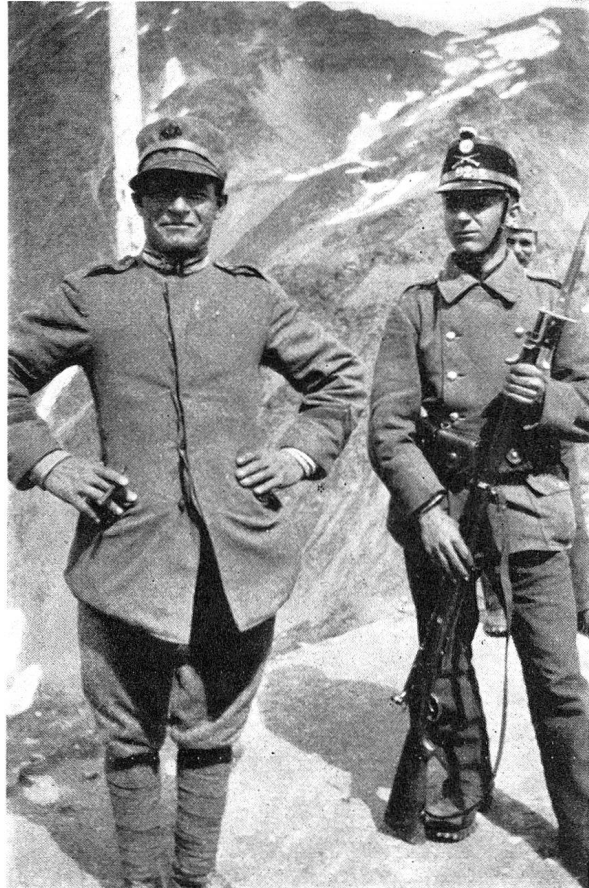
Was schwabbelte der? Bis im Winter? Bis zum Betttag muß der Krieg zu Ende sein, und wir können heim. Davon sind wir aller überzeugt. Der Feldprediger hat's auch gesagt.

Der Tag wurde immer düsterer. Um vier Uhr mußte die ganze Kompanie antreten, mit Tornister und Gewehr. Verlesen der Kriegartikel. Während wir in einem weiten Halbkreis auf dem Platze standen und zuhörten, brach ein schweres Unwetter los. Hochauf sprangen die Tropfen von dem harten Kiesboden, von den Käppis und Gamellen der Vordermänner, und in das Rauschen des Regens klang's eintönig, immer wieder: «Wird mit dem Tode bestraft, wird mit dem Tode bestraft.» Ich glaube, es kommen schwere Zeiten.

Um fünf Uhr mußten wir also auf Wache. Ich kam gleich als erster dran und stand bis sieben Uhr Schildwache vor dem Hauptportal der Kaserne, im Kaput, mit geschultertem Gewehr. Immer auf und ab, zwanzig Schritte hin, zwanzig Schritte her, und dabei Regen, Regen, Regen. Fröhliche Stimmen in den Kasernengängen, die Treppen auf und ab, von sechs Uhr an trabten ganze Scharen zur Kaserne hinaus, hinein in die Stadt. Viel Vergnügen!

Nun ist's halb neun. Eben hat einer das Licht angedreht, und im warmen Schein der Lampen sieht das nüchterne Wachtlokal plötzlich gar nicht mehr so übel aus. Da schlafen

schon ein paar, links und rechts auf den erhöhten Pritschen, im Kaput, das Ceinturon umgeschmalt. Auf dem Wandbrett über ihren Köpfen steht Tornister an Tornister. In dem Raum zwischen den Pritschen sind zwei lange, schmale Tische aneinandergeschoben; zu bei-



Italienischer Deserteur am Umbrail nach seinem Sprung von der Sandsackburg in die Schweiz. August 1916

den Seiten sitzen Kameraden. Einige rauchen schweigend vor sich hin, unser Korporal und noch drei andere jassen, ein paar sind emsig am Schreiben.

Ich weiß nicht, macht's der Lampenschein — ich fühle mich auf einmal ganz behaglich hier, fast ein bißchen wie daheim. Wir gehören nun also zusammen; alle, die wir hier sitzen oder schlafen, bilden so etwas wie eine Familie. Wer weiß, auf wie lange? Und wer weiß, was wir alles zu teilen haben miteinander!

\*

Letzten Samstagabend war ich mit Sondermann und Ehrlich in einer Wirtschaft, in der wir alle Tische besetzt fanden von welschschweizerischen Pontonieren. Mächtige Kerle waren darunter mit schwarzen Haarwülsten und dunklen, blitzenden Augen. Die lachten und schwatzten in ihrem schwerverständlichen Patois, dann fingen sie an zu singen, mitreißende, feurige Melodien in fremden, klangvollen Lauten. Wir drei, wenigstens Ehrlich und ich, saßen still und fast verlegen da. Wir fühlten uns diesem raschen, heißen Menschenschlag gegenüber fremd und unbehaglich und hatten Mühe, zu begreifen, daß auch das Schweizer, Kameraden waren, die mit uns für dasselbe Vaterland einstanden. Und als wir dann in unserem ostschweizerischen Dialekt einige Bemerkungen tauschten, traf uns mehr als ein scheeler Blick, so daß wir uns rasch entfernten. Ist es nicht merkwürdig und traurig dazu, daß wir erst durch diesen Krieg mit unsern welschen Kameraden zusammenkommen und uns nun so gar nicht verstehen können?

Einzig Sondermann blieb zurück, und er hat mir nachher erzählt, er habe rasch Anschluß gefunden; es seien ein paar liebe Kerle dabei. Allerdings politisiere man besser nicht mit ihnen, wenn man deutschfreundlich gesinnt sei.

Und politisieren tun wir Ostschweizer allesamt gern. Zwar sind die Zeitungen meist von den Offizieren mit Beschlag belegt, so daß wir nicht oft eine zu Gesicht bekommen. Vielleicht würden wir auch nicht einmal so eifrig drin lesen, denn wir bleiben sonst auf dem laufenden. Es ist merkwürdig. Plötzlich — auf dem Marsch oder in einer Drillpause — schwirrt irgendwoher eine Kunde durch die Reihen: Kriegserklärung Englands an Österreich — großer Sieg der Deutschen bei Metz —, gestern hieß es sogar, Italien hätte an Österreich den Krieg erklärt. Dann haben wir Gesprächsstoff für einen Tag. Allerlei Möglichkeiten werden erwogen; dabei geht's gewöhnlich recht hitzig zu. Die meisten sind natürlich deutschfreundlich. Doch haben wir auch ein paar eifrige Verfechter der Entente-Interessen. Ihr Wort-

führer ist Füsilier Schwarzenberg, ein kluger Kerl, der nur etwas zu leicht zum Sieden kommt und sich etwas zu viel auf seine «praktischen Kenntnisse» einbildet. Sein deutscher Gegenpol ist der große Schenk, ein halbflügger Sekundarlehrer, gescheit, bedächtig in allem, was er behauptet. Es ist kurzweilig zuzuhören, wenn die beiden aufeinanderplatzen. Da steht jeder auf seinem besonderen Piedestal, beim einen heißt's Idealismus, beim andern Lebensklugheit, und jeder behauptet, weiter zu sehen als der andere. Und merkwürdig genug: Schenk, der Idealist, kämpft mit Ruhe, mit zielsicheren, kühlen, klaren Bemerkungen, Schwarzenberg, der lebenskluge, mit Wärme und Leidenschaft. Aber weil der Graben, der die beiden trennt, viel zu breit ist, werden sie nimmer eins. Die Dispute endigen regelmäßig damit, daß Schwarzenberg dem Pädagogen Stubenweisheit und Unreife vorwirft und Schenk dem andern einen durch kleinliche Geschäftsinteressen getrübten Blick. Dann wird Schwarzenberg grob, Schenk sagt gar nichts mehr, und ein paar Stunden lang sind die beiden Luft füreinander. Aber sie versöhnen sich doch immer wieder aus dem unbewußten Gefühl heraus, daß der eine im andern seine Ergänzung findet.

So fehlt's uns also nicht an geistigen Interessen, denn neben den beiden großen Rufern im Streit entwickeln sich noch viele andere Einzelkämpfe, die indes viel geräuschloser verlaufen.

Aber sonst, wieviel Eintönigkeit und Verdrießlichkeit, tagaus, tagein! Drill, Drill, Drill, die Rekrutenschule war die reinste Ferienkolonie gegen den jetzigen Dienstbetrieb. Und dazu nicht einmal ungestörte Nachtruhe! Die letzten paar Nächte, zwischen zwei und drei Uhr, zankten sich auf dem Heustock regelmäßig ein paar Katzen; es war ein Höllenlärm. Warf dann einer im Grimm einen Schuh in der ungefähren Richtung des Spektakels, so brach er plötzlich ab, drei, vier Minuten blieb's still. Dann ein Rascheln, ein sanft anschwellendes Zischen und Fauchen, und die Geschichte ging von neuem los. Und am Morgen von halb fünf Uhr an üben regelmäßig die

Pontoniere vor unserem Kantonnement: en-avant — marche; fusil — au dos — un, deux, trois! Dann fünf Uhr! Auf! 6.30 Uhr antreten, Drill, Drill, Drill!

Es hat da in der Nähe des Städtchens eine uralte Schanze, die uns besonders unangenehm ist. Dorthin streben jeden Vormittag so um neun Uhr die Leutnants mit ihren Zügen. Ich glaube, keiner tut's gern; sie kommen mir dann vor wie hypnotisierte Frösche, die der Schlange in den Rachen hüpfen müssen. Denn regelmäßig steht dort der Oberst und läßt sich gruppenweise Taktschritt vorspielen, während er, an den Schnurrbartspitzen nagend, gering-schätzig unsere gutgemeinten Bemühungen ansieht. Die armen Leutnants! Er hat den einen von ihnen vor unseren Ohren so angebellt, daß wir bleich wurden vor Empörung.

An einem Vormittag wartete unser an der gleichen Stelle eine besondere Überraschung. Da schickten die Offiziere unsere ganze Kompanie hinter die Schanze. Keiner durfte guken. Als wir eine gute halbe Stunde in strömendem Regen an der klatschnassen Böschung gelehnt hatten, rief's auf der Straße vorn. Erwartungsvoll eilten wir hervor und standen vor einem Korporal eines andern Bataillons, der uns einen neuen Taktschritt vorhüpfte. Unser Oberst soll ihn erfunden haben. Er muß, als ihm die Inspiration kam, in einer merkwürdigen Stimmung gewesen sein. —

Am Mittag rücken wir erst um 12 Uhr ein. Dann wird gefaßt, für jede Zugshälfte ein Kessel Suppe, die Spatzen und das Gemüse in einer gemeinsamen Blechplatte. Ist es nicht natürlich, daß die jeweilige Faßmannschaft die Spatzen jedesmal zuerst ihrer Zugshälfte bringt? Aber ebenso natürlich ist, daß die andern sich dann benachteiligt fühlen und schimpfen, man habe ihnen das Beste weggefressen. Da gibt es oft merkwürdige Überleistungskünste, um sich rechtzeitig die begehrten Platten zu sichern: Schleichpatrouillen, manchmal auch offenen Überfall; es ist der reinste Kriegszustand. Und wenn die Eroberung durch einen besonders geschickten Streich geglückt ist, welche Entrüstung auf der andern Seite! Bei jeder Zugshälfte sind ein paar, die

als durchtrainierte FR-Esser besonders erfindungsreich und darum bei der eigenen Partei ebenso angesehen wie bei der anderen verschrien sind.

Nachmittags um zwei Uhr müssen wir wieder ausrücken. Einmal hatten wir einen dreistündigen Eilmarsch; die ganze Zeit schüttete es wie aus Kübeln; wir sind furchtbar verdreckt heimgekommen. Überhaupt hat's fast die ganze letzte Woche geregnet. Und wenn wir zum Ausgang auch andere Hosen anziehen, um halb zehn Uhr müssen wir doch wieder in die nassen Exerzierkleider schlüpfen und darin schlafen.

Wirklich, es braucht gesunde Knochen und Nerven, um alles auszuhalten.

\*



Im Hochsommer über den Albulapaß; Marsch nach Filisur. 1917

Einen Kameraden haben wir bereits verloren. Es war ein Rekrut, ein kleiner, dicker Kerl mit einem frischen, etwas unsympathischen Gesicht, einer von denen, die in den ersten Tagen ihr Soldatengewand mit unbe-

schreiblichem Hochgefühl trugen. Einen rührenden Dienstfeier hatte er und bemühte sich sehr, allen ein guter Kamerad zu sein. Armer Kerl! Trotzdem konnte er's niemand recht machen. Der Leutnant mochte ihn nicht, vielleicht gerade deswegen, weil er sich durch kein Mißgeschick entmutigen ließ und sein vorlautes Maul manchmal etwas unklug brauchte. Er glaubte, die Rolle eines Spaßmachers übernehmen zu können, aber weil es ihm dazu an der nötigen Intelligenz fehlte, machte er sich, je mehr Mühe er sich gab, nur um so unbeliebter und mußte sich besonders von Schwarzenberg manche Grobheit gefallen lassen. Die Enttäuschung, die er auf diese Weise erlebte, mag ihm vielleicht zugesetzt haben, vielleicht war's auch die Hitze, die Anstrengung — an einem Nachmittag wurde er plötzlich tobsüchtig und mußte abgeführt werden. Es sei wenig Aussicht, ihn zu retten. Seither sind ein paar der großen Maulhelden, die ihre Meinung als für alle maßgebend betrachten, etwas stiller geworden.

Das war der erste. Wer wird nachfolgen, bis der Krieg vorbei ist?

Doch solche Gedanken schicken sich nicht für einen Soldaten. Überhaupt habe ich Ihnen den Dienst doch ein bißchen zu einseitig, zu schwarz geschildert. Nein, wir hatten doch auch in der vergangenen Woche Stunden, die ich in meiner Erinnerung nicht missen möchte.

Da war zum Beispiel der Donnerstag. Schon am Morgen fing's an. Es sollte eine Bataillonsübung stattfinden. In warmem Sonnenschein marschierten wir unbehelligt an der gefürchteten Schanze vorbei; dann gab's Gefechtsübung. In Schützenlinien aufgelöst rückten wir in unübersichtlichem Gelände vor. Da traf's unsere Gruppe in einen Graben, der rechts und links von dichtem Gebüsch umrahmt war. Hier warfen wir uns hin und warteten auf das Kommando zum Sprung. Vorn hörte man die vielfältigen Kommandos der vorrückenden Abteilungen. Wir warteten und warteten. Wann kam denn die Reihe an uns? Weit vorn verhallte der Lärm, ringsum war's totenstill. Was war denn nur los? Wir lagen da wie acht große Fragezeichen. Korporal Angst kroch behutsam

um den nächsten Busch. Als er zurückkam, war sein Gesicht bedeutend länger. «Fort sind sie!» Da hatten wir also richtig das Kommando überhört, und die andern waren ohne uns davongestürmt! Mit ziemlich unsauberem Gewissen machten wir uns auf die Beine, um die Kompanie zu suchen. Wir fanden sie eine gute halbe Stunde weiter vorn am Eingang eines Dorfes. Die Übung war abgebrochen, die Offiziere irgendwohin zur Kritik geeilt. Wir mußten uns einige schlechte Witze gefallen lassen, als wir acht Männlein sänftiglich dahergezogen kamen. Aber das tat nicht weh. Die Hauptsache war, daß der Leutnant von allem nichts gemerkt hatte. — Manchmal hat der Mensch Glück.

Ja sogar die Drillübungen sind nicht ohne Reiz. Nun klappt die Sache beim Gewehrgriff, daß es eine Freude ist, und wir bilden uns auf unsere Kunstfertigkeit nicht wenig ein.

\*

Am Donnerstagmorgen, als wir erwachten: niederer, grauer Himmel, Regen. 6.20 Uhr Sammlung, Abmarsch nach der ekligen Schanze, Gefechtsübung in trostlosem Regen, Vorrücken durch dichten tropfenden Wald, dann auf einem großen Umweg heimwärts. 12.30 Uhr kamen wir zurück, drecknaß. Nach dem Mittagessen haben zwei oder drei Putzfanatiker sofort angefangen zu bürsten und sauber zu kratzen. Wir andern warfen uns aufs Stroh, um eine Stunde lang die Misère zu vergessen. Am besten, man ließ die Kleider auf dem Leibe trocknen. Wo sonst? Dann freilich: wie sah unser Kram aus! Das Gewehr ange laufen, Kotspritzer bis auf die Schultern hinauf und alles naß, naß — ach, der Teufel soll's holen! Glücklicherweise hatte der Hausherr in der Villa nebenan ein Einsehen und ließ einen Raum heizen, wo wir unsere Lumpen aufhängen konnten.

Am Abend rückten wir zum erstenmal im Kaput aus und hatten's ein paar Stunden wie andere Menschen auch. Aber nach der Heimkehr wieder! Kaput rollen, aufschnallen, alles in der feuchten, kalten Scheuneneinfahrt, in der man dazu noch keinen Teufel sah. Und



dann erst noch im Tröckneraum die Kleider holen, wo sich inzwischen alles Wasser in den Ärmelenden und Hosenrändern gesammelt hatte.

Freitag Crescendo in der gleichen Tonart. Fünf Uhr: Auf! So recht brutal und giftig. Zum Glück hat Sondermann seinen Humor nicht verloren. Er verwies dem weckenden Kameraden seine Rücksichtslosigkeit und machte ihm vor, wie er ein andermal wecken müsse: ganz leise und liebevoll wie ein Kindermädchen: a-uf! a-uf! a-uf!, bis es alle hören. Einen Augenblick mochten wir wieder lachen. Aber dann: zuerst in die nassen Hosen, dann in die nasse Bluse, dann die nassen Socken — die frischen sind mir natürlich grad an diesem Tag ausgegangen —, die nassen Schuhe — der rechte hat vorn bei der großen Zehe ein Loch.

Zum Ausrücken kam noch kein Befehl. Bis 7.30 froren wir unterm Scheunenvordach umher oder legten uns im warmen Pferdestall auf einen Haufen Streue. Dann gab's Antreten und Inspektion über Sauberkeit! Uijeh, da bekamen wir wieder manches zu hören! Der Kaput war nicht recht gerollt und aufgeschnallt — du lieber Himmel, wie sollte man auch in diesem Loch! Nachher zwei Stunden Drill; dabei froren wir wenigstens nicht. Zehn Uhr konnten wir einrücken und mußten sämtliche Kaputs anders rollen und aufschnallen, sauberer putzen, das Kantonement besser in-

stand stellen — sie finden immer wieder Arbeit für uns, die Herren!

\*

Freitag war wieder ein schrecklich langweiliger Vormittag. Drill, Drill, Drill. Ich glaube, unser Leutnant empfand es selber auch; er wußte zeitweise fast nicht, wie er uns beschäftigen sollte. 11.30, als wir eben einrückten, stand plötzlich wie aus der Erde gewachsen unser Oberst da und wollte sich unseren Taktschritt ansehen. Ehre und Dank unserem Wachtmeister! Während der Gefürchtete die übrigen Züge abfing und mit grimmigem Blick an sich vorbeitrampeln ließ, führte er uns behutsam hinter eine Scheune, und dort warteten wir, bis das Unwetter sich verzogen hatte. Der Oberst mochte sich fragen, wo denn der vierte Zug so plötzlich verschwunden sei. Er wartete ein geraumes Weilchen. Dann zog er glücklicherweise ab, ohne uns entdeckt zu haben.

Der Samstag verlief bedeutend abwechslungsreicher. Schon als wir ausrückten, regnete es in dicken Fäden. Eine Stunde lang boten wir dem Unwetter Trotz und übten wie im schönsten Sonnenschein: Schultert Gwehr — eins — zwei — drei! Doch auch dem guten Petrus schien die ewige Drillerei langweilig zu werden. Er goß ingrimmig zu, bis wir uns in ein Wäldchen flüchteten, die Gewehre zusammen-

stellten und frierend die durchnäbten Rücken aneinanderlehnten. Aber die ganze Natur schien unsere Anwesenheit entschieden abzulehnen. Die Bäume schüttelten sich unwillig und leerten uns tückisch ganze Bächlein hinter den Kragen. Da rückten wir im Laufschrift ein.

Nun gab's in fünf Minuten vier Befehle. Erstens: Bluse und Käppi ab, in die Decke kriechen. Eine Minute später: ganz umkleiden. Nach zwei Minuten: sofort marschbereit machen. Wieder nach zwei Minuten: marschbereit im Kantonement warten. So warteten wir denn also eine halbe Stunde in der Schreinerwerkstatt, die zum Hause gehört, und feuerten in dem kleinen Öfelein, daß es knallrot wurde.

Um zehn kam Befehl zum Antreten. Wir hatten keine Ahnung, was gespielt werden sollte, und marschierten ziemlich mürrisch unserem Hauptmann nach. An die Grenze? Wirklich! Vom Grenzweiler ging's weiter nach vorn, bis wir zwischen den drei oder vier Bretterhütten der Wachtkompanien standen. Dort warteten zwei Sappeurwagen; ganze Berge von Schaufeln, Pickeln, Äxten wurden ausgeladen. Nun begriffen wir. Wir wurden in Arbeitsgruppen abgeteilt, bei jeder Gruppe Handwerker als Vorarbeiter bestimmt; nun sollten wir den Grenzposten ihre Hütten flicken. In dem heftigen Regen der vorausgehenden Nacht und des Vormittags war die Unzulänglichkeit der wackeligen Buden auf recht unangenehme Weise deutlich geworden. Wind, Regen von allen Seiten — in einer der Hütten hätte man beinahe schwimmen können. Da sollten wir also flicken, aber gemütlich war's nicht. Es goß noch immer, wir waren völlig durchnäbt und fröstelten. Und dreckig wurden wir! Um unsere Lage etwas angenehmer zu gestalten, suchten wir trotz des Regens ein Feuer anzufachen, und wirklich brachten ein paar besonders geliebene Feuerwerker die Sache zustande. Dort standen wir, wenn wir nicht gerade beschäftigt waren, so nahe ans Feuer, daß wir uns fast Haare und Kleider verbrannten. Aber froh waren wir, als um eins die dritte und vierte Kompanie als Ablösung anrückten!

Über und über mit Kot bespritzt rückten wir ein. Nach dem Mittagessen drängten wir uns so eng es ging in der Werkstatt zusammen und hingen unsere Gewändlein um den Ofen. So ein Ofenfeuer, das ist doch etwas Herrliches, wenn man naß und durchgefroren einrückt und keine warme Stube hat.

\*

Am Dienstag hatten wir Regimentsübung. Wir zogen den anmarschierenden Ablösungstruppen entgegen, um sie durch einen Überfall für den Grenzdienst gewitzigter zu machen. Hinter einer Erdwelle warteten wir mehr als zwei Stunden. Um halb elf ging der Rummel los. Über ein steiles Ackerfeld hinunter stürmten wir in dichten Reihen auf den überraschten Gegner ein. An einem Bache stießen wir auf den Feind. Fast wären wir handgemein geworden. Das sind rabiate Kerle! Als unser Leutnant sich anschickte, das Bächlein zu stürmen, trugen sie ihm auf nicht mißzuverstehende Art Prügel an. Nun, wir waren dann die Klügeren und gaben nach. Wir waren ja am Ende froh, daß sie überhaupt gekommen waren.

Am Nachmittag hatten wir Einzelschießen. Was ich dabei geleistet habe, will ich Ihnen lieber nicht erzählen. Nehmen wir an, das Gewehr sei schuld gewesen.

Gestern ging bereits so eine Art Urlaubslüftchen. Der Leutnant, dem vielleicht das nicht eroberte Bächlein innerlich noch zu schaffen machte, führte uns an den erlen-, birken- und eschenumsäumten Bach hinter dem Schulhaus, und wir übten uns mehr als eine Stunde lang im Hindernisnehmen. Nun ist das eine sehr kurzweilige Beschäftigung für solche, die darauf geübt sind. Aber die andern? Besonders der Füsilier U. fand die Sache äußerst gefahrvoll. Erst auf langes, liebevolles Zureden hin entschloß er sich, den Versuch zu wagen. Er stellte sich zehn Schritt vom Bache entfernt bereit, wiegte sich ein dutzenmal in den Knien, und dann nahm er einen mächtigen Anlauf. Jetzt! — Jetzt! Aber nein; hart an der Absprungstelle blieb er stehen und schüttelte den Kopf. Also ein zweites Mall

Wieder dasselbe! Erst beim zehnten oder elften Anlauf sprang er. Oder vielmehr, der Körper sprang, der Geist blieb auch diesmal am Bachrand stehen und bedauerte, als der Leib schon mitten im Bache stand.

Als wir dann auch noch auf dem Umweg über die Bäume das andere Bachufer erreicht hatten, uns an den schlanken Stämmen und Ästen hinüberhangelnd, schien dem Leutnant dieser Teil unserer Ausbildung genugsam gefördert zu sein.

Der Hauptmann sammelte darauf die ganze Kompanie in einem lichten Wäldchen zu einer fröhlichen Gesangstunde. Offiziere und Soldaten ungezwungen durcheinander stehend, sangen wir unsere Freude auf das Dorf hinab. Und dann noch exerzieren? Nein! Der Hauptmann führte uns spazieren, zeigte uns einige bisher nie besuchte Infanterie- und Artilleriestellungen. Und auf diese angenehme Weise wurde es Mittag, ohne daß ein Gewehrgriff unserer Feststimmung Eintrag getan hätte.

\*

Erst heute ist es mir seit langer Zeit zum erstenmal wieder zum Bewußtsein gekommen, daß es Sonntag ist. Die Sonne scheint, alle Herzen sind voll Freude wegen des nahen Urlaubs, im Kirchturm schwingen die Glocken. Meine Kameraden sind fast alle zum Feldgottesdienst gegangen. Nur drei oder vier sind wir zurückgeblieben, um unseren Lieben zu schreiben. Wir sitzen im Gang, jeder für sich in einer alten Schulbank. Durchs offene Fenster leuchtet ein breiter Sonnenstrahl schräg herein, und es ist sehr still. Wo werden wir am nächsten Sonntag sein?

Vielleicht würde ich besser tun, nicht zu sehr auf den Urlaub zu bauen. Wenn's am Ende doch noch länger gehen sollte, als wir alle hoffen — es wäre eine schwere Enttäuschung. Das ist mir schon am letzten Donnerstag klar geworden. Als ich um halb zehn mit Ehrlich von einem Patrouillengang zurückkam, auf dem wir uns gegenseitig die Heimkehr in Rosenrot vorgemalt hatten, war eben unsere Ablösung eingetroffen, Leute aus der zweiten Kompanie. Die behaupteten, aus si-

cherster Quelle zu wissen, daß wir mindestens diesen ganzen Monat noch warten müssen. Wir fuhren ihnen böß übers Maul, aber was konnten sie schließlich dafür; sie hätten es selber lieber anders gehabt.



Auch mit 20 km/h kann man Randsteine rammen  
Qm. Accola prüft seine MS mit dem Hebeisen

Nach dem Mittagessen war Gewehrinspektion. Mitten in der Woche? Nun flammte die fast erloschene Hoffnung wieder lustig auf. Als dann gar noch die Billette aufgeschrieben wurden, die jeder zur Heimfahrt braucht, da war's sicher. Die meisten behaupteten, wir könnten schon am Samstag heim, andere: am 20. Nur ein paar zähe Pessimisten schüttelten die Köpfe und wollten wissen, es dauere noch vier Wochen. Dummheiten!

In der Nacht haben wir auf dem kalten Estrich elend gefroren. Wir preßten uns wie

die Schafe an ein paar Klumpen zusammen, so eng, daß wir uns nur auf Kommando hätten umkehren können. Aber sobald am Morgen der Korporal den Kopf zur Tür hereinstreckte, haben wir aufbegehrt.

Es war wieder ein leichter Vormittag. Anfänglich froren wir ein wenig, und die Gewehrgriffe wollten nicht recht klappen. Als wir wieder warm geworden waren, gab's lange Pause. Wir saßen am Wegrand und rauchten, und der Leutnant gab uns Verhaltensmaßregeln wegen des Typhus, die jetzt alle Kompanien befolgen müssen: vor dem Essen die Hände mit Seife waschen, den Mund spülen, überhaupt uns peinlich sauber halten. Es ist eine Freude, zu sehen, wie eifrig diesen Vorschriften nachgelebt wird. Unsere Hände duften nach Lilienmilchseife, wir schlucken andächtig Pillen, nach dem Essen stehen wir in langen Reihen hinterm Haus, recken die Häse und gurgeln im Chor, wie die Frösche. Dafür hat uns der Bataillonsarzt versprochen, wenn keine neuen Fälle auftreten, dürfen wir am 20. heim.

Im übrigen wurden wir gestern wieder durch die böse siebente Plage heimgesucht, durch den Oberst. Loch hat diesmal nur einer bekommen, aber angeflucht worden sind wir durch Hauptmann und Leutnant – alles wird nervös, wenn der herum ist, vom Soldaten bis zum Major hinauf. Das reinste Föhnfieber.

Am Nachmittag gibt's Näharbeit. Wir dürfen wegen der Typhusgefahr unsere Wäsche nicht mehr heimschicken. Sie kommt nach Basel in die Kriegswäscherei. Jeder bekam kleine Nümmerchen, die wir auf die Wäschestücke nähen mußten, damit keine Verwechslungen vorkommen.

Ich muß hier abbrechen. Der Feldweibel hat schon ein paarmal stirnrunzelnd hereingeguckt, ob wir seinem Befehl noch nicht nachgekommen seien. Wir müssen nämlich frisches Stroh in die Turnhalle bringen und verteilen, weil heute abend noch die Hälfte des dritten Zuges in unser Kantonement hereingestopft werden soll. Ja ja, der Tag des Herrn! Vielleicht finde ich am Nachmittag Zeit, einen Schluß anzuhängen.